



FOTO: THOMAS BRENNER

Ulrich Fischer mit seiner Frau Brigitte beim Evangelischen Kirchentag in Hannover

INTERVIEW Der badische Landesbischof Ulrich Fischer im Gespräch mit Standpunkte-Chefredakteur Alexander Werner über die Ökumene in Baden

Ökumenische Spielräume ausreizen

Wie sehen Sie den aktuellen Stand der ökumenischen Beziehungen zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche in Deutschland?

Insgesamt kann man sagen, dass der Papstwechsel nicht zu einer Belebung der Ökumene geführt hat. Durch die auffallend häufigen Besuche von Kardinal Walter Kasper, Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, wurden in Deutschland zwar sehr oft römische Positionen dargestellt und ins Gespräch gebracht, aber dadurch eher die kontroversen Punkte klarer markiert. Das hat damit zu tun, dass sich Rom im Augenblick sehr viel deutlicher darum bemüht, eine Verständigung mit der Ostkirche, der Orthodoxie, zu erreichen. Rom sagt zwar, das gehe nicht zu Lasten der Ökumene mit den Protestanten, aber tatsächlich ist das eindeutig so. Je mehr sich die katholische Kirche der Ostkirche annähert, desto mehr werden Positionen, die wir vertreten, wie etwa in der Frage der Frauenordination noch stärker in Frage gestellt und auch abgelehnt.

Welche Rolle spielt dann die Ökumene in Deutschland für Rom?

Ich habe nicht den Eindruck, dass wir im Augenblick bei den Rö-

mern ein besonders gefragter Partner sind. Um so wichtiger ist es, dass wir in Deutschland bewahren, was wir erworben haben. Unsere Situation im Land der Reformation ist eine ganz besondere. Das wird nie so richtig wahrgenommen. Wir sind eines der wenigen Länder der Welt, wo es etwa ebenso viele Katholiken wie Protestanten gibt und sich damit eine Ökumene auf Augenhöhe entwickelt hat. Das darf nicht in Frage gestellt oder beschädigt werden – auch nicht durch die neueste Stellungnahme Roms zum „Kirchesein“ der evangelischen Kirchen. Ich sehe in Deutschland sehr positive Signale, aber auch einige, die nachdenklich machen. Der Ausstieg aus der Einheitsübersetzung der Bibel war mit Sicherheit ein nicht unproblematischer Schritt der evangelischen Seite. Die starke Polemik von Kardinal Kasper in der Frage der gegenseitigen Anerkennung der Ämter, dass wir uns in der Amtsfrage von den Katholiken entfernt hätten, war mit Sicherheit von der anderen Seite ganz ungeschickt. Das stimmt einfach nicht. Wer behauptet, wir wären schon näher drangewesen oder die Lutheraner seien schon näher drangewesen, der verkennt die vorangegangenen Diskussionen. Der Dissens war immer sehr deutlich, weil es um den Weihestatus des Priesters und des Bischofs ging.



FOTO: THOMAS BRENNER

Ökumene bedeutet, aufeinander zuzugehen

Wo gibt es Annäherungen, was für Positionen sind unvereinbar?

Es gibt viele Annäherungen beim öffentlichen Einsatz der Kirchen gegenüber Regierungen, in der Öffentlichkeit und in ethischen Fragen. Es ist inzwischen selbstverständlich, dass wir etwa bei Landesregierungen und der Bundesregierung gemeinsam auftreten. Sehr unvereinbar sind wie gesagt die Positionen in der Amtsfrage, zumal damit die Frage der eucharistischen Gastfreundschaft verbunden ist. Wenngleich wir an der Stelle nicht weiterkommen, sollten man die Ökumene nicht ständig auf diese Frage zuspitzen, denn dann wird auch der zweite ökumenische Kirchentag in München 2010 nur Enttäuschungen produzieren. In der Frage, wie man das Abendmahl zu verstehen hat, sind wir längst so weit, dass wir miteinander Abendmahl feiern könnten. Aber dass das Abendmahl nur durch einen geweihten Amtsträger der Kirche verwaltet und geleitet werden darf, das trennt uns eben. Da werden wir bis zum ökumenischen Kirchentag nicht weiterkommen. Als positiv empfand ich die Papstbesuche in Deutschland, die sehr unterschiedliche Wirkungen zeigten. Das Jugendtreffen war toll und auch eine Orientierung für die katholische Kirche und die katholische Jugend. Den Papstbesuch in Bayern empfand ich als sehr problematisch, weil dort in einem hohen Maße auch die Marienverehrung im Mittelpunkt stand. Sehr merkwürdig berührte mich auch der Ablass anlässlich des Weltjugendtags. Aber das steht jetzt nicht im Vordergrund.

Was ist das Besondere an der Ökumene in Baden?

Wir haben exzellente Beziehungen zur Erzdiözese Freiburg. Ich denke, die ökumenischen Beziehungen in Baden sind für die ganze Bundesrepublik vorbildlich. Wir haben die einzige echte ökumenische Trauung. Wir haben schon unter meinem Vorgänger Klaus Engelhardt einen bemerkenswerten Text „Gottesdienste als Orte der Begegnung“ auf den Weg gebracht und ihn dann in meiner Zeit noch einmal erneuert und eine sehr weite Verständigung darüber erreicht, was uns in Gottesdiensten verbindet. Dann ist der konfessionelle, kooperative Religionsunterricht etwas Besonderes, was so nur in Baden und in Württemberg existiert. Die gegenseitige Anerkennung der Taufe, die jetzt in Magdeburg so groß gefeiert wurde, gibt es bei uns schon lange Zeit.

Wie spiegelt sich das offiziell wider?

Was schon lange Zeit in vielen Gemeinden Realität ist, das entwickelt seine Wirkung. Erzbischof Robert Zollitsch und ich haben die Charta Oecumenica vor drei Jahren in einer Rahmenvereinbarung umgesetzt, so dass inzwischen etwa 50 Gemeinden örtliche Vereinbarungen getroffen haben. Aus der Rahmenvereinbarung hervor ging jetzt auch eine Charta Oecumenica Socialis, eine Vereinbarung des Diakonischen Werkes unserer Landeskirche und des Caritasverbandes zur engen Abstimmung und Zusammenarbeit im diakonisch-karitativen Bereich. Das sind ein paar starke badische Besonderheiten. Nach einem Gespräch mit Erzbischof Zollitsch haben wir eine Arbeitsgruppe eingesetzt zum Thema arbeitsteilige Ökumene, die sechs Arbeitsfelder überprüft unter den Fragen, was können wir stellvertretend tun für den anderen, für die andere Kirche und in enger Kooperation miteinander. Im kommenden Jahr werden wir sehen, was dabei herauskommt.

Welche Rolle spielen Ihre ganz persönlichen Beziehungen zu Erzbischof Robert Zollitsch?

Wenn jemand Erzbischof wäre, der keine Grundsympathie für Ökumene und für die evangelische Kirche hätte, wäre das ganz schwierig. Was ich an ihm ungemein schätze ist, dass er sehr strukturiert vorgeht und Angelegenheiten gut und zügig regeln möchte. Das gilt auch für die Ökumene. Das liegt mir sehr. Auch mein Verhältnis zu den drei katholischen Weihbischöfen ist sehr gut.

Wie groß sind denn überhaupt die ökumenischen Spielräume des Erzbischofs?

Ein Beispiel aus der Zeit des Freiburger Erzbischofs Oskar Saier: Er war in der Frage des Ausstiegs aus der Schwangerschaftskonfliktberatung einer derjenigen, die noch einen letzten Vorstoß beim Papst machten. Letztlich blieb auch der erfolglos, aber es zeigt, dass alles ausgeschöpft wurde. In der konfessionellen Kooperation im Religionsunterricht haben die Diözesen in Rottenburg und Freiburg die Spielräume äußerst weit ausgenutzt. Der Lehrplan und die Schüler müssen nach katholischem Verständnis katholisch sein. Und jetzt zu sagen, der Lehrer darf auch evangelisch sein, ist etwas fundamental

Neues. Jedenfalls versuchen die Katholiken in Baden immer wieder, die Spielräume sehr weit auszudehnen und in ihren Möglichkeiten das für sie Sinnvolle zu tun. Ich denke, dieser Wille ist in Freiburg ganz tief. Aber in Eucharistiefragen geht es natürlich nicht voran, weil sie da aus der Weltgemeinschaft ja überhaupt nicht ausscheren können und auch nicht wollen. Aber wir haben außerordentlich fruchtbare Begegnungen mit der Kirchenleitung der Erzdiözese. Diese Begegnungen machen uns richtig Freude. Wir sparen die kritischen Punkte nicht aus und gehen sie auch teilweise richtig kontrovers an. Aber von einem Grundvertrauen aus, das möchte ich ganz klar aussprechen, geht es fröhlich zu, aber auch richtig zur Sache. Das ist ein ganz großes Zeichen der Qualität unserer Beziehung.

Wie sind denn Ihre Spielräume? Gibt es Evangelische, die irgendwann sagen würden: „So, jetzt ist aber Schluss.“?

Also es gibt Spielräume der Ungeduld oder der Geduld. Das nehme ich schon wahr. Es gibt manche Evangelischen, die vom zweiten Vatikanum sehr inspiriert waren und heute enttäuscht sind, dass wir an dieser Stelle nicht weiterkommen. Und weil sie enttäuscht sind, ist ihre Geduld auch am Ende und sie wollen nicht mehr so viel investieren in das ökumenische Gespräch. Grundsätzlich kann man sagen, dass der Konsens sehr weit reicht und dass wir das, was nicht konsensfähig ist, miteinander ertragen. Das Modell des differenzierten Konsenses finde ich einfach nach wie vor sehr gut. Auch mit den evangelischen Kirchen haben wir keinen vollständigen Konsens erreicht, aber wir haben gesagt, das, was wir erreicht haben, reicht, um Kirchengemeinschaft auszusprechen. Dieses Modell des differenzierten Konsenses immer auszuloten, dazu gehört einige Geduld, die nicht jeder hat.

Ihr protestantisches Gewissen setzt Ihnen Grenzen. Sie würden natürlich nie die Marienverehrung in Baden einführen wollen?

Nein, ich würde auch nicht auf die Idee kommen, etwa den Papstprimat als für uns bindend anzuerkennen. Aber ich kann mir einen Ehrenprimat des Papstes vorstellen, den auch Evangelische anerkennen, wenn es denn ein Ehrenprimat wäre. Diese Diskussion gab es vor zehn Jahren und sie ist wieder ganz verebt. Denn die Frage: „Ist ein Papst, der nur einen Ehrenprimat hat, noch ein Papst?“ ist eine Definition, die die katholische Seite geben müsste. Würde sie sich darauf einlassen, fände ich das schon gut, einen Sprecher der Weltchristenheit zu haben. Aber das ist eine rein theoretische Diskussion, weil sich juristische Fragen und die Frage der Unfehlbarkeit anschließen. Das kann ein Evangelischer nie und nimmer akzeptieren. Wir können keinen anderen Maßstab der Wahrheit und des Glaubens anerkennen als die Bibel und ihre Auslegung.

Wie steht denn Baden auf der ökumenischen Skala im Vergleich zur gesamten Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)?

Ich denke, da stehen wir sehr weit oben. Es ist überall dort leichter, wo die Evangelischen und Katholiken etwa gleich stark sind. Das ist in Baden-Württemberg so.

Wie sieht es denn konkret an der Basis aus?

An der Basis nehme ich ein Problem wahr. Es gibt Gemeinden, die schließen jetzt nach der Charta Oecumenica Rahmenvereinbarungen und ökumenische Partnerschaften auf Ortsebene und dann hat eine evangelische Gemeinde kein Gegenüber, weil die Seelsorgeein-

FOTO: THOMAS BRENNER

heit inzwischen fünf Gemeinden umfasst. Da gibt es wirkliche Probleme. Für eine Partnerschaftvereinbarung müssen sich also vier Gemeinden zusammenfinden. Wenn nur eine einzige nicht mitmacht, stimmt das Gegenüber nicht. Umgekehrt können Sie aus der Seelsorgeeinheit nicht eine Pfarrgemeinde rausbrechen. Ein Priester ist für die gesamte Seelsorgeeinheit zuständig. Das ist ganz schwierig. Da kommen wir in eine Schieflage, die sich wohl noch verschärfen wird. Wie soll man ökumenische Gottesdienste feiern, wenn vier evangelische Pfarrer einem katholischen Priester gegenüberstehen, der restlos überfordert ist? Und die vier Evangelischen wiederum müssen sich absprechen, wer für unsere Seite zuständig ist. Da sehe ich viele Probleme auf uns zukommen. Es ist ja erst der Anfang. Die Katholiken werden ihren Bedarf an Priestern nicht annähernd bestreiten können.

Gibt es bei den Katholiken da keine Anzeichen von Reformen?

Nein. Ich denke, die deutsche Situation ist zu singulär, als dass die Weltkirche daran etwas ändern wird. Es ist ein deutsches Phänomen. Und ausländische Priester, die nach Deutschland geschickt werden, haben meist nicht sonderlich viel Verständnis und Gefühl für unsere ökumenische Situation, die es in ihren ihren Heimatländern nicht gibt. Es gibt die gelebte Ökumene und die offizielle. Bei uns in Baden findet die gelebte Ökumene oft in Ehen und Familien statt. Es ist ein richtiges Problem, dass die dort gelebte Ökumene meilenweit von der offiziellen entfernt ist. In den Familien findet die gegenseitige Teilnahme am Gottesdienst statt wie auch die an Eucharistie und Abendmahl. Wir haben inzwischen in der Kurpfalz etwa 50 Prozent ökumenische Ehen. Viele Ehepartner machen sich ihr völlig losgelöstes



Ulrich Fischer stellt das Buch *Kirchenreform strategisch! vor, in dem Zukunftsperspektiven für die Kirchen dargestellt werden*

Ulrich Fischer während der Synode in Bad Herrenalb



FOTO: THOMAS BRENNER

Regelwerk selbst. Das kann nicht im Sinne von Amtsökumene sein. Deswegen ist einer der wichtigsten Punkte, dass die katholische Seite den Tatbestand der ökumenischen Ehe als einen Sonderfall anerkennt, so dass der evangelische Partner auch zum Abendmahl gehen darf. Es wäre ein Fortschritt, dass die Partner selber entscheiden können, ob sie zum evangelischen Gottesdienst oder Abendmahl oder heute zur Eucharistie gehen. Da leiden gerade die darunter, die in ihrer Kirche sehr verwurzelt sind.

Hätte der Sonderfall dann nicht schon grundsätzliche Bedeutung?

Kardinal Karl Lehmann hat einmal in der katholischen Bischofskonferenz mit einem großartigen Referat einen ganz respektablen Vorstoß gemacht. Es gibt andere Bischofskonferenzen, die dies als Notsituation eingeräumt haben. Es mag uns nicht gefallen, es als Notsituation zu beschreiben, aber das wäre mir ziemlich egal, wenn am Ende gute Ergebnisse dabei rauskommen. Jedoch ist es nicht konsensfähig. Dennoch sollte man den katholischen Bischöfen keine ungerechtfertigten und ungeschickten Vorwürfe machen, wie dies Kirchentagspräsident Reinhard Höppner in einem Brief zum Abendmahl und zur Eucharistie tat, in dem er den katholischen Bischöfen vorwarf, dass diese Teilung am Tisch des Herrn nur eine Machtfrage sei. Das fand ich sehr problematisch. Das hat so viel Ärger bei den Bischöfen ausgelöst, dass sie jetzt schon Angst haben, es könnte in München dasselbe passieren wie in Berlin 2003. Ich finde, das ist das schlechteste Vorzeichen für einen ökumenischen Kirchentag. Ich habe es in Berlin genossen, dass wir viele Dinge gemeinsam tun konnten, die ich bis dahin noch nicht kannte. Tauferinnerungsrituale etwa, auch in Gottesdiensten oder bei einer H-Moll-Messe, die gesungen und dann als messeähnlicher Gottesdienst gefeiert wurde. Es gibt so viele Möglichkeiten, aber spitzt man alles nur zu auf das gemeinsame Abendmahl, wird es ganz schwierig.

Welche Ziele hoffen Sie denn als nächste zu erreichen?

Ich finde schon einmal gut, dass jetzt in unserer Rahmenvereinbarung zur Charta Oecumenica ein Grundsatz formuliert wurde: Alles, was wir getrennt machen, bedarf seiner Rechtfertigung, was wir gemeinsam machen, bedarf nicht mehr seiner Begründung.

Wenn dieser Grundsatz allgemein gültig würde, wäre das schon viel. Eigentlich muss man der Welt heute gegenüber begründen, warum wir etwa beim Thema Ausländer nicht gemeinsam sprechen und sozial zusammenarbeiten. Das leuchtet in der Tat nicht ein bei all den ethischen Herausforderungen. Ich habe zum Wort der Deutschen Bischofskonferenz von 2000 „Gerechter Friede“ gesagt: „Wenn das ein gemeinsames Wort, eine gemeinsame Friedensdenkschrift wäre, wäre das großartig.“ Aber das ist an uns vorbeigegangen. Es bedarf eigens einer Rechtfertigung, warum man so etwas getrennt macht. Wenn man da sagen würde, das, was wir gemeinsam tun können, machen wir mit aller Selbstverständlichkeit gemeinsam: Seelsorge in Krankenhäusern, in Justizvollzugsanstalten, Zusammenarbeit im Religionsunterricht und in der Wahrnehmung öffentlicher Verantwortung gegenüber dem Staat und dem Landtag. Das läuft ja auch sehr, sehr gut bei uns in Baden-Württemberg. Das sollte alles eine Normalität erreichen. Das Zweite ist, dass ich auf katholischer wie auf evangelischer Seite wahrnehme, dass der große Schwung, den das Vatikanische Konzil 1965 gebracht hat, verlorengegangen ist. Die Priester, die in dieser Zeit Priester wurden, sind bereits alt oder gehen jetzt in den Ruhestand und die Jungen kennen das Konzil oft nur noch von Erzählungen. Was nachwächst, spürt oft nicht mehr den Impuls dieses enormen Reformschubs für die katholische Kirche. Das hat uns auf evangelischer Seite richtig beflügelt, neue Wege zu gehen. Dass der Schwung heute weg ist, hängt auch damit zusammen, dass vieles normal geworden ist und gefragt wird: Was wollen wir denn noch erreichen? Wir werden aber unseren ökumenischen Weg weitergehen. Ich habe jetzt angeregt, die Aktion der „Nacht der offenen Kirche“ gemeinsam zu machen. Wir werden das in der Nacht vom Reformationsfest zu Allerheiligen ab 2008 tun. Das ist natürlich ein wunderbarer ökumenischer Termin.

Geht bei solchen Aktivitäten protestantische Identität verloren?

Die Frage, ob wir dabei protestantische Identität verlieren, hat mich noch nie gekümmert. Ich sage das ganz ehrlich. Protestantische Identität besteht ganz stark darin, dass wir in der Rückbindung an die Bibel und an Gott eine große Freiheit leben. Wenn ich diese Freiheit lebe, muss ich nicht immer Sorge haben, dass ich dabei meine Iden-

tität verliere. Manche engen Kreise sagen, sie verlieren ihre Identität, wenn sie sich zu sehr auf die säkulare Kultur einlassen. Auch das begreife ich nicht. Wenn ich mich rückgebunden weiß, dann kann ich mich auf sehr vieles Säkulare einlassen, ohne Angst zu haben, dabei verloren zu gehen.

Diese Frage stellte sich doch auch schon bei einer unierten Kirche.

Natürlich. Ich finde, was unsere badische Kirche gemacht hat, war im Rückblick geradezu prophetisch, also Reformierte und Lutheraner geben einen Teil ihrer Identität auf zugunsten einer evangelischen Identität. Das haben die evangelischen Kirchen 1973 mit der Leuenberger Konkordie nachvollzogen, indem sie gesagt haben, das, was uns trennte, ist nicht mehr trennend. Das machen wir jetzt in der Union der evangelischen Kirchen (UEK) und der VELKD weiter. Nichts ist mehr so trennend, dass wir es nicht in ein Kirchamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) bringen könnten.

Was können die Evangelischen für die Ökumene tun?

Wir können natürlich nicht, wenn wir ökumenische Fortschritte haben wollen, immer nur gegenüber den Katholiken die Forderungen sein und sagen, ihr müsst euch verändern und nachgeben. Ökumene würde auch für uns Änderungen bedeuten. Diskutieren Sie mal den Ehrenprimat in evangelischen Kreisen. Aber würden wir als Bischöfe und Pfarrer anerkannt werden nach katholischem Amtsverständnis, dann müssten auch wir uns die Frage stellen, erkennen wir das Papstamt an und auf welche Weise? Das ist doch gar keine Frage. Dann kann man nicht immer nur sagen, die anderen sollen sich bewegen. Natürlich muss sich die katholische Seite bewegen, aber Ökumene heißt doch immer Bewegung aufeinander zu. Da sehe ich im Augenblick nicht so sehr viel Schwung.

Viele Evangelische gehen gerne in katholische Gottesdienste.

Ja, in der Gestaltung von Gottesdiensten können wir von Katholiken sehr viel lernen, weil sie eine hohe Achtsamkeit auf Formen haben und wir eher im Gottesdienst an Formlosigkeit leiden. Eine Liturgie, wenn sie wirklich durchweg schön ist, spricht ganz stark die Herzen an, bevor das erste Wort der Predigt gesagt ist. Gerade am Beispiel Kirchenmusik können wir von Katholiken eine Menge lernen im Blick auf liturgisches Singen, aber die Katholiken können von uns viel im Blick auf Gemeindegesang lernen. Der Choral ist eine evangelische Entdeckung. Und es gibt einen reichen Schatz in der ganzen Psalmtradition der katholischen Liturgie oder auch in der Frage der Farben der Gewänder, der Stolen und der Talare. Also ich finde, da geben wir überhaupt nichts an Identität auf, sondern bereichern uns gegenseitig.

Wie sieht es denn mit Ökumene in der badischen Pfarrerschaft aus?

So ganz zufrieden bin ich so mit dem ökumenischen Bewusstsein gerade vieler jüngerer Kolleginnen und Kollegen nicht. Man muss bereit sein, die Ökumene bis an ihre Grenzen auszureizen. Aber man muss sie überhaupt erst einmal in den Blick nehmen. Da vermisste ich ein bisschen die Lust bei manchen, zusammen bis an die Grenzen zu gehen. Wir profilieren uns jetzt sehr viel stärker selbst und sind mit dieser Selbstprofilierung relativ selbstzufrieden. Da sehe ich Gefahren.

Pfarrer müssten ja ureigenes Interesse haben an der Ökumene.

Wo wir gar keine Debatten mehr haben, ist die Arbeitsteilung in den Gemeinden, dass es ökumenische Trauungen und ökumenische Gottesdienste gibt. Mit einer hohen Selbstverständlichkeit gibt es ökumenische Schulgottesdienste, das ist alles kein Thema mehr. Aber den Wunsch, darüber hinaus ökumenische Arbeit zu fördern, den sehe ich nicht überall sehr ausgeprägt. Gute Ansätze gibt es in der Bildungsarbeit in Freiburg, Mannheim, auch in Karlsruhe. Bei der Krankenhausseelsorge etwa geht es ohne Ökumene gar nicht mehr. Gute Perspektiven gibt es beim Bestreben zu sehen, wo können wir unsere Bildungsangebote miteinander gestalten und ökumenisches Profil entwickeln.

Gibt es Unterschiede zur württembergischen Landeskirche, die ja theologisch etwas anders ausgerichtet ist?

Bei der Verabschiedung der Kooperation im konfessionellen Religionsunterricht hat sich die württembergische Landeskirche schon etwas schwerer getan, das mitzutragen. Das hängt damit zusammen, dass es in pietistischen Kreisen ein ganz großes Misstrauen gegenüber dem Katholizismus gibt. Das ist bei der württembergischen Landeskirche stärker ausgeprägt. Bei uns ist das Misstrauen am geringsten dort, wo die pietistischen Wurzeln am schwächsten sind, ganz besonders in der evangelischen Diaspora mit einem hohen Anteil an Bildungsbürgertum.



Ökumene zeigt sich auch in der guten persönlichen Zusammenarbeit zwischen Landesbischof Fischer und Erzbischof Zollitsch

FOTO: THOMAS BRENNER